

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

Über „Iwans“ und „Untermenschen“: 65 Jahre nach Kriegsende

Liebe Leserinnen und Leser.

Vielseitige Erinnerungen und Fakten stehen im Mittelpunkt unserer langjährigen Zeitzeugenarbeit und der vielen Artikel, die die Hamburger Zeitzeugen bisher geschrieben haben. Und er steht im Mittelpunkt unseres Erzählens, wenn wir in der Schule mit jungen Menschen sprechen.

„Ich war richtig neugierig, wie denn diese „Untermenschen“ nun aussehen,“ erzählte eine unserer Zeitzeuginnen kürzlich, als sie berichtete, wie sie als junge Frau sich 1943 auf den Einsatz in der besetzten Ukraine vorbereitete. Nicht nur sie war „enttäuscht“. „Und dann,“ wunderte sich ein Kriegsteilnehmer verblüfft, „sahen die ersten gefangen genommenen „Iwans“ aus wie wir, groß

und blond. Die „Mongolen“ kamen erst sehr viel später.“

Erinnerte Gefühle, erinnerte Empfindungen aus einer Zeit, die gottlob lange vorbei ist, stehen im Mittelpunkt einiger Geschichten dieser Ausgabe. Deutsche Politik war es mit dem Angriff auf die Sowjetunion 1941 auch, dem Gegner durch „*unsere Kampfführung, unser entschlossenes Handeln und unsere Strafen Achtung, Unterlegenheitsgefühl und Furcht aufzuzwingen...*“, denn „*die Völker der Sowjetunion sind teilweise Asiaten und stehen unter bolschewistisch-jüdischer Führung. Dementsprechend ist ihre Kriegführung heimtückisch und sadistisch.*“ Beides sind Zitate aus ei-

nem Merkblatt zur Kriegsführung an die Führer der Einheiten vom 16. 6. 1941.

Wir wollten von unseren „alten“ Zeitzeugen wissen, wie sie damals dieses Gedankengut – oder soll man sagen „Gedankenschlecht“ – selbst aufgenommen haben und wie sie damals dachten, und wie heute. Neben dem Ende des Krieges vor 65 Jahren steht deshalb dieser Blick auf den Feind von damals im Zentrum unserer Betrachtung.

Wir wollen aber auch Ilja Ehrenburg als fanatischen sowjetischen Einpeitscher der Truppe nicht vergessen. Das war eine – auch gottlob kürzerzeitige – Reaktion der Russen auf die deutschen Verbrechen, die die russischen Truppen auf ihrem Vor-

marsch Tag für Tag und Stunde für Stunde mit eigenen Augen in ihrem eigenen zerstörten Land gesehen hatten.

Beim zweiten Thema der Ausgabe erfahren wir darüber mehr: Deutschland spürt die Folgen des Krieges, den es selbst verursacht hat: Die Stunde Null für unsere Zeitzeugen.

Nie wieder Krieg, ist deshalb die einzige Konsequenz aus dem Trauma der 6 Jahre von 1939 bis 1945. Der Krieg ist eben keine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln – übrigens auch nicht der verbale Krieg. Das jungen Menschen zu vermitteln bleibt unsere Aufgabe als Zeitzeugen.

*Carsten Stern
(i. A. der Redaktion)*

„Russen“ und „Polacken“:

(1925-1997)

Wie sich meine Sichtweise änderte

Zwei indische Schulkameraden in Schwerin und ein Schwede im Stralsunder Tanzstundenunterricht waren die beiden einzigen Ausländer, die ich als Vierzehnjähriger vor dem Zweiten Weltkrieg näher kennen lernte. Aber schon als Kind besuchte ich oft in der Erntezeit auf dem Gut meines Onkels in der „Schnitterkaserne“ die polnischen Schnitter, die zur „Saison“ jedes Jahr wieder erschienen. Diese polnischen Erntehelfer waren offensichtlich sehr kinderfreundlich. Ich weiß noch, mit ihnen viel Spaß gehabt zu haben.

Sonst erinnere ich aus der Zeit keine

Zusammenkünfte mit Ausländern, mit Ausnahme im kleinen Grenzverkehr, wenn meine Mutter mit mir mal mit der Fähre von Warnemünde nach Gjedser fuhr, um in Dänemark einmal wieder Schlagsahne zu essen, die bei uns schon rationiert war.

Wer ins deutsche Ostpreußen fuhr, musste durch den so genannten Korridor reisen, der zu Polen gehörte. Wir durften dort nicht, wie mir damals erzählt wurde, aus dem Zugfenster schauen. Aber auch mein Vetter, der gelegentlich nach Soldau in Polen reiste, erzählte nichts Negatives von

den Polen. Auch hörten wir gern Konzerte im Radio (wir hatten schon eins) vom Sender Warschau. Sonst kannte ich Ausländer nur von Berichten der Presse und der Wochenschau im Kino, denn Fernsehen gab es damals ja noch nicht.

Nach einigen Jahren der Naziherrschaft wurde zuerst über die tschechischen und danach über die polnischen Menschen nichts Gutes mehr berichtet. Die Medien prangerten die Polen als schmutzig, faul und verschlagen an. Immer wieder durch Presse und Schule eingetrichtert, glaubte ich es schließlich auch. Und die Russen wurden mir gleich im Internat als dreckig, verlaust, kurz als „Untermenschen“ geschildert. Als Deutschland und Russland im September 1939 vor dem deutschen Überfall auf Polen einen Pakt schlossen, lieferte die deutsche Presse plötzlich freundlichere Berichte über die Russen. Manche Deutsche glaubten, das politische Gewicht sei umgeschlagen, als sich Deutsche und Russen an einer ausgehandelten Grenzlinie zur Teilung Polens die Hand gaben.

Im Juni 1941 weckte uns Rekruten in einer Schweriner Kaserne eines Morgens die laute Übertragung einer Goebbelsrede. Deutsche Truppen, hörten wir, marschierten gerade in Russland ein. Bald zeigten Pressefotos und Wochenschauen nur „Untermenschen“, „Mongolen“ und andere abscheuliche Gestalten in Scharen, die wir Deutsche zu bekämpfen hätten.

Einige Tage später sah ich als Frontsoldat auf unserem Vormarsch erst-

mals selbst tote Russen am Straßenrand liegen. Bald hatte ich eine Gruppe gefangener Russen mit zum Regimentsgefechtsstand zu bringen. Völlig normale Menschen, aber verängstigt uns gegenüber, wie auch wir es bei unserer Gefangennahme wohl gewesen wären. Bei einer kurzen Pause bekam ein Gefangener Durchfall, wohl durch Angst und Aufregung. Aus Mitleid führte ich ihn mit vorgehaltenem Gewehr abseits, damit er sich „erleichtern“ könne. Schon nach für ihn in viel zu kurzer Zeit kam der Befehl zum Weitermarsch. Ich musste ihn zwingen, sich wieder einzuordnen. Wegen meiner Nachsicht gegenüber diesem Menschen entging ich anschließend nur einer Strafe, weil ich erst so kurze Zeit an der Front war. Ich habe noch oft an diesen russischen Soldaten gedacht, der in deutscher Uniform auch wie einer von uns ausgesehen hätte.

Wieder bei meiner ostpreußischen Einheit zurück, klärte man mich über die Gefahren in solchen Situationen auf. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch zum ersten Mal das Wort „Polacken“, das in Ostpreußen wohl zum üblichen Sprachgebrauch gehörte, ich aber von Mecklenburg her nicht kannte. Die Russen waren für uns in unserer Einheit der „Iwan“ oder die „Bolschewisten“ im Sprachgebrauch, manchmal auch die „Kameraden von der anderen Feldpostnummer“! Polen lagen uns nicht gegenüber.

Auf dem anfänglichen Vormarsch unseres Feldzuges nahmen wir gelegentlich für Stunden oder Tage Quar-

tier in russischen Dörfern. Die Einheimischen waren verängstigt, zeigten sich aber nicht unbedingt feindlich uns gegenüber.

Die hygienischen Verhältnisse waren fürchterlich. In einem Quartier im Nordabschnitt lebten wir längere Zeit, als der Bewegungs- in den Stellungskrieg übergang. Für die Erledigung der Notdurft zogen wir es lieber vor, unsere eigenen Latrinen zu bauen.

Später lag uns gegenüber ein russisches Frauenbatallion. Es sprach sich schnell herum, wie hasserfüllt diese Frauen waren, und dass sie auf Späh- und Stoßtrupp brutaler vorgingen als ihre männlichen Kameraden. Wir waren gewarnt. Verständlich, dass wir sie nur noch „Flintenweiber“ nannten. Später sah ich, wie im Niemandsland, also zwischen den Fronten, hilflos liegende russische Verwundete von ihren eigenen Kameraden – den Kommissaren – erschossen wurden, um eine Gefangennahme zu verhindern. Das war mir nicht nur unbegreiflich, sondern flößte mir starke Angst vor einer russischen Gefangenschaft ein.

Zu uns kamen auch russische Überläufer und Gefangene. Wir Frontsoldaten gaben ihnen Brot, Wasser, Zigaretten. Die meisten schlotterten vor Angst. Wohl nicht ganz unberechtigt, denn die Frontsoldaten hatten trotz der Kämpfe gegen den Feind eine ganz andere Einstellung als die Soldaten in der Etappe. Je weiter sie zurückgebracht wurden, desto härter ging man mit ihnen um. Wir hingegen meinten, sie seien Feinde, aber doch

in erster Linie Menschen. Und es waren noch immer keine mongolisch aussehenden Soldaten dabei.

Nach einigen Kriegsjahren lagen uns dann doch Truppen aus dem fernen Sibirien und der Mongolei gegenüber, die erbarmungsloser waren. Unser eigener Rückzug lähmte zudem unsere Moral. Als diese russischen Einheiten aber in Ostpreußen einfielen und mit Exzessen gegen unsere Zivilbevölkerung vorgingen, erwachte in den ostpreußischen Soldaten das Verlangen, mit allen Mitteln den Feind aufhalten zu müssen, bis die eigene Familie in Sicherheit sei. Trotz des Mangels an Waffen und Munition kämpften die Ostpreußen nun wieder verzweifelt gegen die Übermacht.

Wir alle wissen, wie es ausgegangen ist – und hier scheint es, hat die Prophezeiung aus der Zeit vor dem Überfall durch die Übergriffe der fernöstlichen Truppen auf deutsche Zivilisten leider Recht behalten. Es folgte ein tiefer Riss zwischen Deutschen und Russen, wenn auch deutsche Vergehen in Russland diese grausamen Ausschreitungen von Menschen gegen Menschen ausgelöst haben.

Fünzig Jahre später besuchte ich einige meiner alten Frontabschnitte im Rahmen der Aktion „Versöhnung“ und kam mit russischen Veteranen zusammen, die meiner Einheit einst gegenüber gelegen haben. Hier lernte ich endlich die uns im Krieg verborgen gebliebene wahre russische Seele kennen.

Karl-August Scholtz

Mit Mann und Ross und Wagen

(1941)

Als Hitler im Juni 1941 die Sowjetunion überfallen ließ und im Dezember sogar den USA den Krieg erklärte, hielt ich ihn da für Größenwahnsinnig? Nein. Und selbst wenn: Zu der Zeit hätte ich, als Zehnjähriger, nie gewagt, das zu irgendjemand zu sagen – nicht einmal mir selbst gegenüber hätte ich es so formuliert wie heute. Doch eines weiß ich: Als ich mir das riesige sowjetische Reich auf der Landkarte ansah und mit Deutschland verglich, bekam ich Angst. Ich hatte sofort ein Bild vor Augen: Napoleons Armee, 1812 geschlagen, flieht aus Russland – „Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen ...“

Propagandistisch war das Ganze hierzulande sehr gut vorbereitet. War nicht die großdeutsche Wehrmacht von Sieg zu Sieg geeilt, war unser Führer nicht einzigartig und wir, sein Volk, ebenso? Und wie schnell drangen wir in Russland vor! Weite Teile der ukrainischen und weißrussischen Bevölkerung begrüßten uns Deutsche als Befreier – „na, und den Rest schaffen wir auch noch. Wår' ja gelacht!“ So habe ich die Stimmung in Erinnerung.

Die Wochenschau zeigte zig Tausende von Kriegsgefangenen, und ich dachte: Wer soll die alle ernähren, und wo sollen die untergebracht werden? Und noch etwas beschäftigte mich: Die riesigen Gebiete, die unsere Wehrmacht erobert hatte: Wie könnten die von uns besetzt gehalten wer-

den? So viele Soldaten oder auch zivile Verwaltungsleute hatten wir doch gar nicht! Wenn wir aber zahlenmäßig unterlegen sind, können uns Partisanen leicht in den Rücken fallen (was ja auch geschah, teilweise).

Aber noch triumphierte das Heldentum. Hitlers Nimbus überstrahlte alles und nahm auch mich gefangen. Negative Gedanken galten als wehrkraftzersetzend, und so hütete ich meine Zunge. Ebenso wenig sprach ich darüber, was ich von den so genannten „sowjetischen Untermenschen“ hielt. Wenn ich entsprechend ausgewählte Gefangene in der Wochenschau sah – häufig waren es „Mongolen“ mit pokkennarbigem Gesichtern – , beschlich mich zwar manchmal ein mulmiges Gefühl, doch glaubte ich auch, in ihren Gesichtern Angst zu sehen, und manchmal, wenn es Menschen waren, die aussahen, als seien sie geistig zurückgeblieben, dachte ich: ähnlich Behinderte gibt es auch bei uns. Das musste doch auch den Erwachsenen aufgefallen sein!

„Kommunisten“, „Bolschewisten“, „Sowjets“, „Russkis“, der „Iwan“: Ich verstand zu wenig von den Unterschieden, aber mein Vater las Werke von Tolstoi und Dostojewski. Als er ans Landratsamt Soltau versetzt wurde und meine Mutter und ich ihn dort besuchten, waren da auch einige gefangene Russen. Abgemagert, in zerlumpter Kleidung und barfuß, mitten im Winter. Mein Vater zog mich beiseite: „Der Mann da vorne, ganz

links, sieh dir den mal richtig an. Das ist ein Lehrer.“

Ich war erschüttert und traurig. Gern hätte ich ihm etwas Freundliches gesagt, aber ich konnte ja kein

Russisch. Und wenn doch? Dann hätte ich mich vermutlich nicht getraut. Die kollektive Angst erzeugte kollektives Schweigen.

Claus Günther

Meine Stunde Null

(1945)

Wo soll ich anfangen? Mit dem 27. März 1945? Ich war elf Jahre alt.

Es war der Tag, an dem die Rote Armee Danzig besetzte. Der Tag, an dem zwar die Waffen schwiegen, aber an dem die Sieger anfangen, ihre Wut an der Zivilbevölkerung auszulassen. Besonders an den Frauen und Mädchen. Auch alle Männer wurden verhaftet und in Lagern interniert.

Oder soll ich den 9. Mai 1945 als „meine Stunde Null“ bezeichnen? Am Abend dieses Tages gab es ein Feuerwerk aus Leuchtschmuckmunition, und die Soldaten riefen „Woyna kaputt, Hitler kaputt“.

Ich weiß es nicht. Hatten wir doch in den vergangenen 6 Wochen meine beiden jüngsten Geschwister eigenhändig beerdigt. Meine Mutter hatte versucht, sich das Leben nach einer

Vergewaltigung zu nehmen. Von meinem Vater wussten wir nichts. Was wir essen sollten, wussten wir auch nicht. Wir, damit meine ich meinen jüngeren Bruder und mich. Wir gingen durch die leeren Häuser und Keller und suchten nach etwas Essbarem für uns fünf, denn da waren noch 2 Geschwister im Alter von 5 und 7 Jahren.

Ich glaube, für mich persönlich ist die Stunde Null erst am 1. 8. 1948 gekommen. Denn von diesem Tag an lebte ich wieder in einer Stadt. Wenn sie auch klein war, aber besser als auf dem Lande. Ich bin nun mal ein Stadtmensch, und außerdem war ich wieder bei meiner Familie und konnte meinen Wunschberuf erlernen.

Richard Hensel

Stunde Null in Goslar

(1945)

Zunächst war da ein übermäßiges Glücksgefühl. Unserer Familie (die Eltern und drei Kinder) war im Januar 1945 die Flucht aus dem Warthegau geglückt. Wir kamen als die ersten Flüchtlinge in Goslar/Harz bei unse-

ren Verwandten wohlbehalten an. War das schon die Stunde Null?

Ich glaube, bei mir erstreckte sich die Stunde Null über einen Zeitraum von zwei bis drei Monaten. Was war in dieser Zeit geschehen?

Goslar, die Stadt, in der unsere Verwandten lebten und zu denen wir deshalb geflohen waren, hatte unter den Nazis den „Ehrentitel“ Reichsbauernstadt erhalten. Sie besaß ein Bergwerk und einige Industrie. Durch die Straßen wurden von einem Schäfer jeden Morgen Ziegen aus den Häusern abgeholt, auf die Weide getrieben und abends wieder zurück gebracht.

Als Flüchtlinge wurden uns zwei Zimmer im Haus unserer Verwandten freigeräumt. In einem Zimmer, 20 qm groß, standen unsere Betten, ein Tisch und Stühle. Das andere Zimmer, 16 qm groß, wurde als Küche, Waschraum, Toilette und Abstellraum genutzt. Das Positive an den Räumen war, dass sie vom äußeren Flur einen separaten Eingang hatten.

Einmal täglich, abends um 20 Uhr, durften wir uns bei der Familie, die Zimmer an uns abgeben mussten, waschen.

Wir wurden als Flüchtlinge registriert. Mein Vater, der schon älter war, wurde als Sanitäter nach Braunschweig eingezogen. Goslar war ausgewiesen als Lazarettstadt. Große, rote Kreuze waren auf den Häuserdächern der Krankenhäuser gemalt, in der Hoffnung, dass die feindlichen Flugzeuge diese sahen.

Dass sich um den 7. oder 8. April 1945 etwas in der Stadt änderte, bemerkte ich daran, dass plötzlich keine Soldaten mehr singend durch die

Stadt marschierten. Es war erstaunlich still. Statt dessen gingen Frauen und Männer von Haus zu Haus, um die Bewohner zu veranlassen, die weiße Fahne heraus zu hängen. Das zu tun war sehr gefährlich, denn sich dem Feind zu ergeben, kam Landesverrat gleich und wurde unter Umständen mit dem Tode bestraft. Meine Verwandten wagten diese Entscheidung nicht. Meine Eltern, auch wegen der Kinder, hängten die weiße Fahne heraus. Das taten wohl viele Familien. Goslar wurde kampflos dem Feind übergeben.

Bevor die Amerikaner die Stadt eroberten, kam es zu Plünderungen der Bevölkerung. In der Kaiserpfalz lagen Vorräte, Lebensmittel, Bekleidungen etc. Meine Mutter und mein Großvater beteiligten sich an der Plünderung. Sie kamen mit einem großen Stück Schuhsohlenleder nach Hause. Später mussten sie es allerdings wieder abliefern.

Als die Amerikaner Goslar eroberten, stand ich allein vor unserem Haus und sah die Panzer langsam die Straße hinauffahren. Ihre suchendbewegten Geschützrohre sind mir noch gut in Erinnerung. Niemand war sonst zu sehen. Eine Nachbarin holte mich in das Haus. Die Stunde Null begann.

Kyra Hoyer

*Zivilcourage am Kriegsende**(1945)*

Mein Ehemann Ingolf Wriedt, geboren in Hamburg am 09.05.1929, ausgebombt in Hamburg im Juli 1943, besucht die Schule in Lübeck bis zum Abschluss am 24. März 1944. Zu diesem Zeitpunkt ist er fast 15 Jahre alt.

Schon lange vorher hat er sich gewünscht, nach der Schule gleich eine Lehre bei der Hamburger Hochbahn AG zu beginnen. Dort arbeitete auch sein Vater als Meister bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht.

Seine Bewerbung wird aber leider abgelehnt. Weil Hamburg 1944 in Schutt und Asche liegt, stellt die Hochbahn AG keine Lehrlinge ein.

Dafür meldet sich der Reichsminister der Luftfahrt (General der Fliegerausbildung/A. T. A.), als Lehrherr und wirbt um ihn. Beide schließen einen Lehrvertrag ab. Ingolf kann ab 17. April 1944 eine fliegertechnische Lehre in der Luftfahrtindustrie bei den ASKONIA-Werken AG in Berlin-Friedenau, Kaiser-Allee 86/89, antreten. Er soll für Hitler Flugzeuge bauen und dabei zum Elektromechaniker ausgebildet werden! Ihm bleibt keine Wahl. Er nimmt den Lehrvertrag an und geht nach Berlin

Lange dauert seine fliegertechnische Ausbildung dort aber nicht. Bald werden die neuen Lehrlinge von ASKONIA in viel zu große Uniformen gesteckt. Sie durchlaufen eine kurze technische Waffenausbildung im Ausbildungslager V. der Flieger HJ (Hitlerjugend) in Berlin-Mariendorf, Prinzenstraße 34 bis 40. Sie lernen vor

allem den Umgang mit der Panzerfaust.

Als HJ-Pimpfe schickt man sie von Berlin aus Ende 1944 als so genanntes „Kanonenfutter“, wie der Volksmund es später nennt, als Volkssturm an die Ostfront.

Ingolfs geliebter junger Onkel Paul Fritz findet es wunderbar, dass sein Neffe schon seit der Kinderlandverschickung der Hitlerjugend angehört.

Onkel Paul ist ein fanatischer Hitleranhänger und Soldat, bereit zu kämpfen und zu siegen, koste es was es wolle, oder dafür zu sterben! Onkel Paul Fritz kommt nicht aus dem Krieg zurück. Er fällt, 31-jährig, schon 1943 in Russland.

Die kurze Ausbildung dieser Jungen an der Panzerfaust in Berlin durch ihren Hauptmann ist nicht besonders hart, er hat die Sinnlosigkeit dieses Krieges schon lange erkannt.

So lehrt der erfahrene Hauptmann, der auch zusammen mit den „Jungs“ in den Krieg zieht, Ingolf und seine Lehrlingskollegen, lieber in Deckung zu gehen, als die Panzerfaust scharf zu machen und abzuziehen. Er will das Leben dieser jungen Menschen, die doch eigentlich noch Kinder sind, nicht unnötig aufs Spiel setzen. Die Ostfront ist bereits so weit nach Deutschland vorgerückt, dass er nicht mehr an einen Endsieg Hitlers glauben kann. Und das schon gar nicht mit seinen blutjungen, unerfahrenen „Männern“, die alle auch körperlich nur „halbe Portionen“ sind.

Wenn sie bei ihren Einsätzen in Bedrängnis geraten, zittern sie vor Angst, rufen nach der Mutter oder schießen sich im wahrsten Sinne des Wortes in ihre viel zu großen Uniformhosen.

Bei der ersten besten Gelegenheit ergibt sich der couragierte Hauptmann mit „seinen Kindern“ und geht mit ihnen gemeinsam in russische Gefangenschaft. Dort feiert Ingolf seinen 16. Geburtstag am 9. Mai 1945.



„Halbe Portionen“:
Ganz rechts außen stehend ist Ingolf.

Einen Tag vorher hat Deutschland kapituliert!

Der Hauptmann verlässt die Jungen nicht mehr. Immer weiter begleitet und beschützt er sie. In der russischen Gefangenschaft steht er wie ein guter Vater zu ihnen.

Bereits am 30. August 1945 wird Ingolf mit seinen jungen Kameraden von den Russen aus der Gefangenschaft entlassen. Über Briesen (Mark), Kreis Lebus (jetzige Postleitzahl 15518, so etwa bei Fürstenwalde an der Spree) kehrt er zu seinem Opa und seiner Mutter nach Bliesdorf bei Ratzeburg heim.

Ingolf kann nur Gutes über seinen tapferen Hauptmann, seinen Beschützer, erzählen. Ihm verdankt er sein Leben. Wenn Ingolf mir von ihm erzählt hat, sprach er immer nur von „unserem Hauptmann“ und erklärte: „Er ließ sich sicher absichtlich so anreden, damit ihn niemand anzeigen konnte!“

Marianne Paula Wriedt

Heimkehr aus der KLV

(1945)

Am 8. Mai 1945 war der Krieg endlich zu Ende. Das bedeutete aber beileibe nicht, dass für uns 14-jährige Jungs aus Hamburg (Harburg) die Kinder-Landverschickung und damit unser Lagerdasein ein Ende hatte!

Unser Leben im Kloster Windberg (nahe Straubing, Niederbayern) ging im Grunde so weiter wie bisher, und die Heimkehr nach Harburg schien in

weite Ferne gerückt. Aber eins war anders: Es gab keinen HJ-Dienst mehr, keine Hitlerjugend und keine HJ-Uniform. Doch ich habe ernsthaft überlegt, wie ich Leute grüße, wenn ich nicht mehr „Heil Hitler“ sage.

Zum ersten Mal lernten wir jetzt, was es hieß, Hunger zu haben. Zwar versuchten wir, den Speisezettel zu bereichern, indem wir unter Anlei-

tung unseres Biologielehrers Pilze sammelten, und auch Tannenzapfen holten wir aus dem Wald, um Heizmaterial für die Öfen zu bevorraten. Obendrein halfen wir ein wenig in der Landwirtschaft, indem wir die Äcker nach Kartoffelkäfern absuchten. In der Freizeit arbeiteten einige von uns (darunter auch ich) bei Bauern. Der Lohn: eine warme Mahlzeit – und mancher von uns bekam Läuse.

Einige meiner Mitschüler hatten sich in den letzten Kriegstagen auf eigene Faust nach Hause durchgeschlagen, doch danach mussten wir unserem Lehrer das Ehrenwort geben, dass wir nur gemeinsam mit ihm gehen würden.

Wir langweilten uns – und kamen auf dumme Gedanken. Dass wir Munition aus dem nahen Bogenbach gesammelt, die Patronen aufgeschlagen und das Pulver angezündet hatten (das gibt eine herrliche Stichflamme!), hat sich im Dorf aber schnell herumgesprochen, und so mussten wir antreten und uns eine Standpauke des Bürgermeisters anhören, während links und rechts von ihm amerikanische Militärpolizisten standen, mit entsicherter MP: „Und i glaab, hier san auch noch Panzerfeist (Panzerfäuste) und Gwehre im Loger!“ Er hielt uns wohl für verkappte oder unverbesserliche Nazis! Zur Strafe gab es drei Tage Ausgangssperre – und Unterrichtsverbot für die Lehrer.

Danach warteten wir weiter. Tag für Tag, Woche um Woche. Nachrichten von zu Hause gab es nicht. Kein Tele-

fon, kein Radio, keine Zeitung, kein Brief. Aber immer wieder hörten wir Gerüchte, und einmal kam ein Inspektor in unser Lager. Bald, bald würden wir abgeholt ...

Es wurde Mitte August, ehe die Schulbehörde einen altersschwachen Bus nebst Fahrer organisiert hatte. Die Rückfahrt von Bayern nach Hamburg dauerte dann drei volle Tage! Unterwegs versuchten wir, unseren Hunger mit Äpfeln oder Birnen zu stillen, sobald der Bus anhielt und Obstbäume in der Nähe waren. Hin und wieder bekamen wir von Bauern etwas Milch und trocken Brot. Nachts schliefen wir in Scheunen. Im Stroh suchten wir nach Ähren und pulten die Körner heraus, die wir zerkaute, um unseren Hunger zu betäuben.

Der Bus streikte immer wieder, aber irgendwie kriegte ihn irgendjemand auch wieder in Gang, und so fuhren wir weiter durch zerstörte Städte, aber öfter noch über Land, wo es weniger Bombenschäden gab.

Dann, endlich, hielt der Bus in Harburg am Heckengang, und wenige Minuten später war ich im Hause meiner Großmutter angelangt. Das war heil geblieben, im Gegensatz zu unserer Wohnung, und es überraschte mich keineswegs, neben meiner Großmutter auch meine Mutter hier anzutreffen. Umgekehrt war die Überraschung sicherlich größer, denn meine Heimkehr hatte ich ja nicht ankündigen können! Doch immerhin: dass ich unterwegs sei, hatte meine Mutter auf Nachfragen von der Schulbehörde

erfahren.

Fünfzehneinhalb Monate war ich, nunmehr 14-jährig, in der KLV gewesen. Von meinem Zeug passte mir so gut wie gar nichts mehr. An den Füßen trug ich zwei Paar Socken, beide hatten Löcher, und meine Schuhe stammten von zwei verschiedenen Paaren: der eine Schuh war zu groß, der andere zu klein. Meine Füße waren voller Druckstellen.

Mein Lehrer hatte mir mit auf den Weg gegeben, dass er noch ein Paar Stiefel von seinem Sohn habe, aus denen jener herausgewachsen sei. Also machte meine Mutter sich mit mir auf den Weg zu ihm, zu Fuß durch die ganze Stadt. Es war warm, und ich ging barfuß. Erst jetzt sah ich, was die Bomben auch hier in Harburg angerichtet hatten. Trümmer über Trümmer; viele mir bekannte Geschäfte gab es nicht mehr, und auch meine Oberschule (das heutige Friedrich-Ebert-Gymnasium) war teilweise zerstört.

Der Krieg ist aus!

5 Jahre und 8 Monate dauerte der 2. Weltkrieg 1939-1945. Im April 1945 zeichnete sich das herbeigesehnte Ende ab. Süddeutschland war schon besetzt. Ich war zu dieser Zeit mit meiner Dienststelle des Luftgaukommandos XI nach Ausbombung in Hannover im Lager „Hungrieger Wolf“ bei Itzehoe.

Am 1. Mai 1945 kam die Meldung über Radio, dass Hitler an der Berli-

Die Stiefel passten mir; meine Mutter gab dem Lehrer ein Pfund Butter dafür. Ich habe mich geschämt, weil wir doch selbst so wenig zu essen hatten. Dass es mit dem Hungern noch weit schlimmer werden sollte, und dass obendrein, wer nicht in der Lage war, Kohlen zu klauen im maßlos strengen, endlosen Winter 1946/47, Gefahr lief zu erfrieren, ahnte damals noch keiner. In jenem Winter bekamen wir Schüler manchmal „Kälteferien“, oder wir saßen, bei trübem Deckenlicht, in unseren Winterklamotten im Klassenraum. Die im Kriege zersplitterten Fensterscheiben waren mit Brettern vernagelt – Glas gab es noch nicht wieder.

Mein Vater kam 1946 krank aus amerikanischer Gefangenschaft; er hatte Lähmungen nach Rachendiphtherie. Danach blieb er 5 Jahre arbeitslos, Erst im Alter von 50 Jahren fand er wieder eine Anstellung.

Claus Günther

(1945)

ner Front „gefallen“ sei, in Wahrheit hatte er sich das Leben genommen. Davon wussten wir jedoch nichts. Nun kam aber die Hoffnung auf, dass wir bald Frieden haben würden. Am 3. Mai wurde Hamburg kampflos an die Engländer übergeben. Wir Hamburger in der Dienststelle atmeten auf, unsere Familien waren keinen Kriegsgefahren mehr ausgesetzt.

In Schleswig-Holstein war das Ende

immer noch ungewiss. Erst am 9. Mai hörten wir in unserer Abgeschiedenheit, dass Deutschland endgültig kapituliert hatte. Auf der Landstraße, die an unserem Lager vorbeiführte, fuhren die ersten Lorries und Jeeps der Britischen Armee, aber keiner kümmerte sich um unser unscheinbares Lager. Das wurmte unseren Chef, Oberst Westphal, sehr. Er hatte sich nie als begeisterter Nazi gezeigt und war ganz versessen darauf, mit den Engländern in Kontakt zu kommen. Während unsere Soldaten, die als Schreiber bei uns Dienst taten, schon alle Litzen und Rangabzeichen abgetrennt hatten, stolzierte er in voller Uniform mit Orden und Ehrenzeichen vor dem Lagertor hin und her (Foto unten), aber die „Tommies“, wie wir die britischen Soldaten nannten, sausten vorbei.



Das ging tagelang so. Meiner Freundin Ilse und mir wurde das zu bunt, und wir beschlossen, am 13. Mai zu versuchen, mit unseren Fahrrädern nach Hause zu kommen. Bis Hamburg waren es 60 km, die wollten wir schaffen.

Unsere Kolleginnen hatten nicht den Mut, sie meinten, die Engländer würden uns unterwegs aufgreifen und gefangen nehmen. Aber unser Entschluss stand fest. Wir ließen uns von unserem Oberst einen Entlassungsschein und ein Zeugnis ausstellen und der Fourier wurde angewiesen, uns gut mit Lebensmitteln zu versorgen. Außerdem bekamen wir jeder 2 Wehrmachtwolldecken bester Qualität, dazu einen großen Rucksack, und die guten Leinengardinen aus unserem Büro durften wir auch mitnehmen! Unseren ganzen Privatkram, den wir zu jedem neuen Standort mitgenommen hatten, konnten wir im dortigen Forsthaus unterbringen.

Früh morgens fuhren wir los. Die Landstraßen waren leer, ab und zu begegnete uns ein englisches Militärfahrzeug, aber die Tommies winkten nur und fuhren vorbei. Über Horst, Elmshorn und Uetersen ging es weiter nach Heist, wo uns kurz vor dem Dorf plötzlich zwei Männer in wattierten Jacken und mit Stoppelhaar entgegenkamen. Russen oder Polen! „Oh, Ilse,“ sagte ich, jetzt rauben sie uns aus!“ Ilse trat in die Pedalen, ich wollte auch, fing aber zu wackeln an, und mit dem Ungetüm von Rucksack

hinter mir bekam ich das Übergewicht und fiel um. Die Männer liefen auf mich zu, Ilse stand wie angewurzelt in einiger Entfernung. Beide packten mein Rad, stellten es aufrecht und einer sagte: „Oh, Frau, du hingefallen!“ Er half mir aufs Rad, gab mir einen Schubs, und ich verstand die Welt nicht mehr. Das waren also unsere schlimmen „Feinde“.

Über Holm ging es nach Wedel, und an der Grenze zu Hamburg sa-

Lenkrad, berührte meine Hand und sagte: „Oh, what a wonderful ring you have!“ Na, dachte ich, den bin ich los, und erwiderte: „From my mother.“ Er schmunzelte, sagte: „Good luck!“ und hob die Schranke. Wir waren in Hamburg – zu Hause.

In den sogenannten schönsten Jahren unseres Lebens waren wir durch die Hölle gegangen, bei Luftangriffen eben am Tod vorbei, in selbst geschaukelten Erdlöchern hatten wir Deckung vor Tieffliegern gesucht,



„Der Krieg ist aus“. Lore Büniger mit Kolleginnen nach Kriegsende

hen wir von Ferne schon einen rot-weißen Schlagbaum über der Straße. In einem Wachhäuschen stand ein englischer Soldat, der den Grenzverkehr kontrollierte. Wir waren jung, er auch, er grüßte uns an.

Wir zückten unseren Entlassungsschein. „Ah, there is the stamp!“ Dieser Stempel war für ihn sehr wichtig. Dann legte er die Hand auf mein

und wir hatten unsere Städte in Schutt und Asche fallen sehen.

Nun ging es heim zu unseren Familien. Das Glück und die Erleichterung, die wir alle empfanden, als wir uns in die Arme schlossen, kann man nicht beschreiben.

DER KRIEG WAR AUS!

Lore Büniger

*Kriegsende und die Angst**(1945)*

Natürlich erinnere ich mich nicht an das Ende des Krieges. Ich war ja auch erst drei Jahre alt. Aber mir ist in Erinnerung geblieben, was meine Eltern erzählt haben. Und das waren zwei Dinge: Angst vor den Russen und Erleichterung, den Russen selbst nicht in die Hände gefallen zu sein.

Als wir im Februar 1945 bei den schwersten Angriffen auf Berlin ausgebombt wurden, saß ich mit meiner Mutter und meiner Großmutter im Keller. Ich habe ein Bild vom Luftschutz-Keller vor Augen – aber ob das Erinnerung ist oder Zurechterintertes, kann ich heute nicht mehr feststellen. Zwei Tage später saß meine Mutter mit mir im Zug nach Hamburg, mit der behördlichen Genehmigung zur Ausreise. Sie wollte weg aus Berlin, sie wollte ihre Eltern mit haben, aber mein Großvater hatte die Verantwortung, für seine Firma da sein zu müssen, auch im Untergang.

Meine Mutter hatte Angst vor den Russen, das hat sie oft erzählt. Sie hatte Angst vor einer Vergewaltigung, denn in Ostpreußen hätten doch die Russen alle Frauen vergewaltigt und dann umgebracht. Das hatte sie von Frauen gehört oder die hatten es wiederum von anderen gehört, die aus Ostpreußen geflüchtet waren. Und die Russen hätten alles niedergebrannt. Und es waren die „Mongolen“, vor denen sie am meisten Angst hatte, diesen Asiaten, „die ja alle vom Lande waren und keine

Kultur hatten“. Sie hat oft erzählt, was sie dann zwei Jahre später, als sie zum ersten Mal wieder in Berlin war, alles selbst gehört hatte, vor allem von den „Mongolen“: Die hätten sich im Klo gewaschen, weil sie so etwas noch nie gesehen hatten. Die hätten die Wasserhähne aus der Wand gerissen, weil sie auch „Wasser aus Wand“ haben wollten, wenn sie wieder zurück in Russland wären. Die hätten meiner Großmutter fast den Finger abgerissen, weil die ihren Ehering nicht abbekam, „der Iwan“ den aber haben wollte. Überhaupt: „Der Iwan“, „Mongolen“, „die Russen“. Andererseits, die Schwägerin meiner Mutter entging der Vergewaltigung auf dem Dachboden nur, weil sie ihr einjähriges Kind wie einen Schutzschild vor sich hielt – und „kinderlieb waren diese Russen ja.“

Angst vor Willkür, vor Morden, vor Vergewaltigung, vor dem Verschwinden oder Töten ihres Kindes, das war es, was meine Mutter weg von Berlin trieb. Und ich selbst – ich habe vor wenigen Jahren mit Schrecken sowjetische Filmaufnahmen vom April 1945 gesehen, wie nur 50 Meter von unserem Haus in Berlin entfernt sich die russischen Panzer auf der Frankfurter Allee ins Zentrum von Berlin vorwärts schossen, mit Granaten und aus Panzerrohren, mit Feuer und Gewehren und Explosionen und mit toten Menschen, vielleicht Menschen, die zwei Monate vorher noch meine



Nachbarn gewesen waren. Wäre ich da noch im Keller gewesen, hätte ich solch ein Inferno bestimmt nicht vergessen können, wenn ich es denn überlebt hätte.

Oder ich denke an meinen Besuch 2005 bei einer früheren Nachbarin meiner anderen Berliner Großmutter in West-Berlin, fast 90. Sie erzählte mir von den Russen im April 1945 in Steglitz. Sie erzählte mir, wie die Frauen sich auf dem Dachboden und im Keller versteckt hatten, und die Russen sie trotzdem vergewaltigt hätten, einer nach dem anderen. Wie sie ins nahe Krankenhaus gelaufen sind, nach Hause kamen, und von den nächsten Russen von neuem vergewaltigt wurden. Tagelang. Ich habe mich nicht getraut zu fragen, ob ihr das passiert ist und meiner Großmutter auch. Zu nahe war diese Erinnerung bei dieser Frau. Und wenn sie schon mir, einem Fremden, dieses erzählte! Ich wollte nicht mehr von ihr wissen, als sie es selbst von sich aus erzählte.

Und mein Vater hat nie viel erzählt

vom Krieg. Es gelang ihm, aus dem von Russen belagerten Wien herauszukommen und in amerikanische Gefangenschaft zu geraten. Das war seine größte Erleichterung am Ende des Krieges. Nur nicht nach Sibirien!

Und die größte Angst meiner Mutter, nachdem der Krieg aus war: Sie hörte nichts mehr von ihrem Mann und sie hörte nichts mehr von ihren Eltern in Berlin. Nach Berlin gab es keinen Kontakt, nichts war zu erfahren, über viele Monate hinweg. Diese Ungewissheit rieb sie auf. Lebten sie? Wie war es ihnen ergangen? Wo lebten sie? Da war das Gefühl, dass der Krieg aus war, nur ein Gefühl unter vielen. Die Angst ging weiter, nur war es nicht mehr die Angst vor dem eigenen Tod. Es war die Angst vor der Zukunft und vor dem Tod aller Menschen, die man liebte. Auf die Lösung musste sie noch Monate warten. Für sie ging das Warten gut aus, für manche anderen Menschen nur mit einer traurigen Gewissheit.

Carsten Stern

Kriegsende: Wer war Heinrich Koepsel ? (1945)

Bei Kriegsende mussten wir mit einer Gruppe Wehrmachtshelferinnen zu Fuß nach Hause gehen. Verpflegung, ein Fuhrwerk mit Fahrer, hatte uns der Fliegerhorst Görries bei Schwerin mitgegeben. Nur der Fahrer wurde von den Engländern in Gefangenschaft genommen. Wir Mädchen wollten wie andere Flüchtlinge auch

weiter zu Fuß nach Hause.

In Herrnburg wurden wir einige Tage aufgehalten. Hier trafen wir zwei ältere Soldaten der Organisation Todt (Bautruppe). Einer fragte : „Kann ich mich Ihnen anschließen, in der Gruppe ist es sicherer. Ich könnte ja den Treckführer übernehmen.“ Wir hatten nichts dagegen, er zeigte uns seinen



Ausweis, er hieß: Heinrich Koepsel. Später erzählte er, er käme aus Ostpreußen. Seine Frau sei jetzt mit vier Kindern auf der Flucht. Er hoffe, dass sie auch Hilfe finde.

Inzwischen hatte Herr Koepsel erfahren, dass in Lübeck die Brücken geöffnet werden. Also auf nach Lübeck. Dort wurden die Straßen bei den vielen Menschen, die nach Westen wollten, sehr eng.

Die Fußgänger wurden von den Wagen getrennt und die Wagenkolonne musste ziemlich flott durch das enge Holstentor fahren.

Nach Hamburg war es nicht mehr weit. Jedoch hatten die Engländer die Autobahn schon mit ihren Panzern besetzt. Wir mussten einen Bogen nach Norden machen, es durfte sich niemand in der Nähe der Autobahn aufhalten, hatte Koepsel erfahren.

Wenn wir abends in einem Dorf ankamen, ging Herr Koepsel auf die Suche, um uns und unseren Wagen gut unterzubringen. Oft brachte er auch Brot oder Marken mit. Was es in den Tagen im Überfluss gab, war Milch.

Nachdem wir für die Pfingsttage eine sehr gute Unterkunft in einem unversehrten Dorf bekommen hatten, landeten wir in Kirchsteinbek. Von dort mit der Straßenbahn nach Hamburg war nun nicht mehr weit. Ich verabschiedete mich und hatte die Adresse von meinem Bruder hinterlassen. Die anderen mussten alle noch ins Rheinland. Nach ca. einer Woche kam bei meinem Bruder eine Nachricht an.

Ich sollte nach Blankenese zur Fähre kommen.

Dort traf ich Koepsel. Er berichtete mir, die Gruppe sei mit dem Gepäck schon in Neuenfelde. Nur das Fahrzeug käme nicht über die Brücken. Nun soll es mit der Fähre rüber. Wie? Das könnte ich mir ja ansehen. Es war doch nur eine Personenfähre. Das Schiff war schon sehr voll, da kam unsere Fahrerin mit Pferd und Wagen auf die Brücke. Das Pferd wurde ausgespannt und viele Hände wuchteten den Wagen über das Gelände. Nun kam das Pferd dran und auch das war schnell drüber. Auf der anderen Seite noch mal das gleiche Schauspiel. Zuschauer gab es ja auf dem vollbesetzten Schiff genug. Ich habe nicht gefragt, wie oder womit Koepsel das schaffte. Er und die Gruppe waren sehr stolz auf die Leistung und konnten jetzt weiter planen. Ich musste mich hier endgültig verabschieden. Koepsel gab mir zum Schluss eine Karte mit einem Abschiedsgruß, die ich jetzt wiederfand. Die Gruppe blieb noch bis Osnabrück zusammen. Dort wurden Pferd und Wagen verkauft, und sie konnten mit dem Zug nach Hause fahren.

Von Heinrich Koepsel bekam ich einige Monate später eine Nachricht. Er hat seine Familie gefunden. Aber der kleine Sohn ist auf der Flucht gestorben, und die große Tochter kam nach Sibirien und verstarb dort. Er hatte ein Baugeschäft eröffnet und lebt in Dessau.

Helene Bornkessel

Zeitzeugen im Dialog

N 3-TV-Sendung: „Offen gesagt“

Thema „Verdrängter Schrecken und Kindheit im Zweiten Weltkrieg“. In der Sendung „Offen gesagt“ am 27. 12. 2009 wurde das Gespräch mit Pastor Jan Dieckmann, einer Dame aus Altona und mir auf N 3 ausgestrahlt. Es war eine Zusammenarbeit mit dem Evang. und Kath. Rundfunkreferat Hamburg.

Pastor Dieckmann stellte uns sehr gefühlvoll Fragen über Angriffe, Tiefflieger, Flucht und Verlust des Vaters im Krieg. Dennoch bereitete es uns große Mühe, nicht die Tränen laufen zu lassen. Die Sendung ist noch im Internet zu sehen.

Ingetraud Lippmann

Klasse 10d. Gespräch mit Zeitzeugen am 14. Januar 2010

„Nachlese“: Kommentare von Schülerinnen und Schülern nach dem Gespräch mit Richard Hensel und Peter Petersen (beide Foto Mitte):



- „Es war sehr interessant. Ich fand es tragisch. Die Geschichten waren toll erzählt. Es war sehr beeindruckend. Toll, wie die Männer trotz ihres Alters das gemacht haben!“
- „Sie haben gut erzählt. Ich habe großen Respekt gehabt.“
- „Herr Hensel tat mir zu Anfang leid, weil wir Herrn Petersen viel mehr Fragen gestellt haben. Aber nachher wurde es besser.“
- „Es war ein sehr schönes Gespräch. Es war sehr heftig – auch die Pausen im Gespräch.“
- „Es ist toll, dass die beiden das machen! Es war sehr spannend.“
- „Ich hätte gedacht, dass es immer schlimmer wird, wenn man solche Erlebnisse immer wieder erzählt, weil man immer daran denken muss. Ich fand es interessant, dass Herr Hensel gesagt hat, dass ihm das Erzählen hilft.“
- „Ich hatte großes Mitgefühl und war sehr berührt.“
- „Ich fand es toll, wie sich Herr Petersen durchgeschummelt hat, wie kreativ er dabei war.“
- „Es war gut, dass die Bilder dabei waren. Und dass auch Witze gemacht wurden.“
- „Es war gut, wie die beiden überlegt haben, wie sie uns Dinge er-

klären können, damit wir sie gut verstehen und nicht zu schockiert sind.“

- „Die Moral von Herrn Petersen war sehr motivierend. Ich möchte jetzt nur noch lernen und dann zu Herrn Petersen gehen und „danke“ sagen.“
- „Wir waren alle leise, keiner wollte in die Pause gehen. Das sagt alles.“
- „Ich war tief berührt.“

Gesamtschule Fischbek 1. 3. 2010

Die 10. Klasse der Gesamtschule Fischbek hatte Peter Petersen und mich zu Gast: 1 ¾ Stunden gespannte, konzentrierte Aufmerksamkeit der Schüler, die Erdkunde und Geschichte als Leistungsfach hatten.

Über 30 Fragen hatten die Schüler im vorhinein schriftlich erarbeitet, die eine gute Hilfe zum Erzählen waren. „Es ist doch etwas anderes, wenn man mal Menschen hört, die etwas selbst erlebt haben, und man das nicht immer aus Büchern hört,“ meinte als Resümee eine der Schülerinnen.

Und etwas Besonderes war es auch, was beide zu erzählen hatten: Peter Petersen berichtete z.B., wie 1941 sein jüdischer Cousin und seine Cousine den Befehl bekamen, sich am kommenden Morgen auf der Moorweide zum Abtransport einzufinden.

Die Familie traf sich am Abend vorher und jeder wusste, es würde das letzte Mal vor der Ermordung sein.

Ich erzählte, wie ich 1989 in Berlin den Mauerfall erlebt hatte. Wir hofften, den Schülern etwas mitgegeben zu haben: nie weder Krieg, nie wieder Mauern, und man kann doch immer etwas erreichen, auch wenn es vielleicht nicht erlaubt ist.

Carsten Stern

Russisch-Profilgruppe S1 mit St. Petersburger Partnern, 11.11. 2009

Gespräche mit Zeitzeugen bildeten den Höhepunkt der deutsch-russischen Projektwoche 2009. Es ging am 11. November 2009 um das Thema „Deutsch-russische Zerrbilder (politische Karikaturen) als Mittel des Kriegs und des Kalten Kriegs“.



12 Zeitzeugen waren gekommen, um mit den 13 Hamburger und 9 St. Petersburger Schülerinnen und Schülern über die Wirkung dieser verzerrten Darstellungen des „Feindes“ zu sprechen. Von der ZZB Hamburg waren Emmi Füllenbach (Foto rechts), Kyra Hoyer, Peter Petersen und Karl-August Scholtz anwesend.

(Auszug aus Mitteilungen der Deutsch-russischen Gesellschaft)

Treffen - Termine - Ankündigungen

ZEITZEUGEN

Zeitzeugen besuchen Stasi-Zentrale in Berlin – Tagesfahrt am 16. Juni 2010

Am Mittwoch, 16. Juni 2010, ab Hamburg Hbf (Abf. 8.06 Uhr), trifft sich die Zeitzeugenbörse zum Besuch des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in Berlin (Normannenstraße).

Die Ausstellung mit Führung (ca. 1 1/2 Std..) schließt die Büroetage Erich Mielkes und die Hauptverwaltung ein.

Nach dem Mittagessen in der Cafeteria/Kantine des Komplexes steht ein Besuch der Stasi-Unterlagen-Behörde (Birthler-Behörde, früher auch: Gauck-Behörde) an. Dort hören wir

einen Vortrag über die Staatsicherheit und die Behörde, ca. 1 Stunde, danach ca. 1 Stunde Besichtigung der Behörde. Auch Antrag auf Einsichtnahme in die möglicherweise vorhandene eigene Stasi-Akte ist im Anschluss möglich. Rückkehr HH-Hbf. ca. 20.00 Uhr.

Kosten (Bahn, Eintritt, Führung), je nach Teilnehmerzahl, insgesamt ca. 70 Euro. Bitte anmelden bei Carsten Stern (simcans@stern-home) oder direkt oder über das Seniorenbüro, Tel. 040-3039 9507 oder Email: senioren1@aol.com



Foto Carsten Stern, Besuch 2009.

Treffen Zeitzeugengruppe Wedel

Die Gruppe trifft sich am Dienstag, den 13. Juli 2010, um 10.00 Uhr (bis 12.00 Uhr) im Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erdgeschoss. Thema: „Schule, Berufsausbildung, Studium nach dem Krieg.“

Umzug Seniorenbüro

Der Umzug des Seniorenbüros in die Brennerstraße 90 ist mit der wiederhergestellten Funktionsfähigkeit des Telefons ab 30. 4. 10 abgeschlossen!

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 44): Red.-Schluss: 3. August 2010.

ZZB-Geschäftsstelle

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro
Hamburg e.V., Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel.: 040 – 30 39 95 07 Fax: 040 – 30 39 95 08
senioren1@aol.com
www.seniorenbuero-hamburg.de

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Seniorenbüro
ENGAGEMENTFÖRDERUNG IN HAMBURG
Hamburg e.V.

Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit: Erlebtes in die Erinnerung zurückrufen und diskutieren. Auch für neu hinzu kommende Interessierte.

Gruppe City (Neue Adresse !)

Leitung: Dr. Werner Hinze
 Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
 von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro, Brennerstr. 90, (U1 Lohmühlenstr.).
 Mai: 04. + 18. Mai 2010
 Juni: 01. + 15. Juni 2010
 Juli: 06. + 20. Juli 2010
 August: 03. + 17. Aug. 2010 .

IG Schreiben & Lesen

Leitung Ingetraud Lippmann
 Jeden letzten Dienstag im Monat, von
10.00-12.00 Uhr, im Seniorenbüro, Brennerstr. 90 (U1 Lohmühlenstraße).
 Mai: 25. Mai 2010
 Juni: 29. Juni 2010
 Juli: 27. Juli 2010
 August: 31. Aug 2010

Gruppe Eppendorf

Leitung: Richard Hensel
 Jeden 2. und 4. Montag im Monat, von
10.45-12.45 Uhr, im LAB-Treffpunkt
 Eppendorf, Eppendorfer Weg 232.
 Mai: 10. Mai 2010 (24. 5. f. a.)
 Juni: 14. + 28. Juni 2010
 Juli: 12. + 26. Juli 2010
 August: 09. + 23. Aug. 2010

Gruppe Quickborn

Leitung: Annemarie Lemster
 Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengem.,
 Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.
 Mai: 06. + 20. Mai 2010
 Juni: 03. + 17. Juni 2010
 Juli: 01. + 15. Juli 2010
 August: 05. + 19. Aug. 2010

Gruppe Ahrensburg

Im Peter-Rantzau-Haus, Woldenhorn 3
 (Ahrensbg.). Sprecherin: Elke Petter.
 Jeden 2. Freitag von 10.00-11.30 Uhr.

Gruppe Wedel

Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erd-
 geschoß, **10.00-12.00 Uhr**
 Kontakt: Dorothea.Snurawa@arcor.de
 Juli: 13. Juli 2010

Vierteljahrestreffen

Montag, 05. Juli, **15.-18.00 Uhr**
 Ort: Gemeindehaus St. Ansgar, Nien-
 dorfer Kirchenweg 18. **Thema:**
**„Was ist ein Zeitzeugenbericht? Wie
 objektiv ist „gefühlte Geschichte“?**

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden
 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, beim DRK
 Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124.
 Weitere Infos: www.ewnor.de.

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Emmi Füllenbach, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingetraud Lippmann, Karl-August Scholtz, Carsten Stern. Wir danken allen Autoren und Autorinnen, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.